



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

M....: Ein Mittag in Genf : aus einem Reisetagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Mittag in Genf.

Aus einem Reisetagebuch.

Genf im Juli.

Ein Fenster im vierten Stockwerk eines großen Hauses auf dem Quai du Rhone ist jetzt meine ganze Selbsteit; jeder Blick, den ich hinauswerfe, enthält einen ganzen Himmel an Wonne und süßen Empfindungen. Der See in seiner blauen Pracht liegt vor mir, und ich kann es nicht müde werden, hinauszuschauen. Er übt eine so magische Kraft auf mich aus, daß ich Frühstück und Mittagsmahl über seinen Anblick vergesse. Und kann man denn hier in Genf etwas Besseres thun, als seine Tage im harmlosen Gemusse der Natur hinführen, wenn man durch Umstände gezwungen ist, nur mit der herrschenden Kaste zu verkehren! Nein, es kann sich Niemand einen Begriff machen von diesen Leuten, der nicht eine Zeit lang hier gelebt hat. An andern Orten findet man dergleichen Menschen wohl auch, aber nur vereinzelt. Hier sind sie eine compacte Masse, bilden die höhern Kreise der Gesellschaft und haben das Ruder des Staats in Händen. Todter Buchstabenglaube, sinnliche Frömmerei, weichliche Heppigkeit, Engherzigkeit, Unduldsamkeit — das sind die Hauptzüge ihres Charakters. — — Einen meiner ersten Besuche machte ich bei der Familie X., die bei Cologny an dem Ufer des Sees eine der reizendsten Campagnen bewohnt. Es ist eine der ersten und angesehensten Familien Genfs, die auch auswärts vielfach bekannt ist, deren Namen ich aber aus Rücksicht der Gastfreundschaft verschweigen muß. Wenn im Verlaufe dieser Zeilen so viel von Herrn X. die Rede ist, der weder eine politische Rolle spielte, noch überhaupt ein außerwöhnlicher Mensch ist, so geschieht es nur darum, weil er der beste Typus der hierorts herrschenden Finanzaristokratie ist. Herr X., etwa 50 Jahre alt, ist ein äußerst feiner Mann, fein bis an's Weibische

grenzend; sein mattes Auge hat etwas Schmach tendes, vielleicht Leidendes; ein immerwährendes Zittern an den Händen vermehrt diesen Eindruck, und seine Stimme ist ganz entsprechend — vornehm leise und fränkllich empfindsam. Das ganze Wesen dieses Mannes ist so glatt und leer, daß man ihn nach einer Viertelstunde auswendig weiß und nöthigenfalls hersagen könnte. Nach den ersten herkömmlichen Begrüßungsphrasen nahm das Gespräch, ehe ich mich dessen versah, eine religiöse Wendung. Herr X. fragte mich nach verschiedenen Genfer Geistlichen, die vor Jahren in meiner deutschen Vaterstadt die französischen Gemeindefeelen besorgt hatten. Ich glaubte diese Unterhaltung am besten durch die Erklärung abzuschneiden, daß mir diese Herren völlig unbekannt seien. Aber grade das Gegentheil war der Erfolg. Mit aufwärts gerichteten Augen und tremulirender Stimme beklagte mich Herr X., daß mir bis jetzt die genußreiche Bekanntschaft jener ausgezeichneten Christen gefehlt habe und schätzte sich glücklich, mich denselben in Kurzem vorstellen zu können. Ich verneigte mich stumm, da ich einsah, daß es hier keinen Ausweg gebe und empfahl mich nach wenigen Minuten. Tags darauf erhielt ich ein Billet, worin mich Herr X. zum Mittagessen einlud, mit dem Bemerkten, daß er meinem Wunsche gemäß jene Geistlichen eingeladen habe, auf deren Bekanntschaft ich mit Recht so begierig sei. Ich war sehr ärgerlich über diese Einladung und lange im Zweifel, ob ich derselben folgen oder absagen sollte.

Unbegreiflich schien es mir, daß man mich, einen jungen Mann, dem die Lebenslust aus jedem Blicke sprach, auf solche Weise zu fetiren gedachte. Das sah ja beinahe aus, wie ein Bekehrungsversuch! Bekehrung! — Jetzt ward mir auf einmal der ganze Zusammenhang klar. Der junge X. in Paris hatte mich mehrmals meine religiösen Ansichten unumwunden aussprechen hören und mir den Vorwurf der Unchristlichkeit und des Unglaubens gemacht. Beängstigt um mein Seelenheil, bot er mir an seine Familie in Genf eine Empfehlung an und gab dieser in's Geheim Nachricht über die schlechte Verfassung meiner Seele. Daß es nicht anders sein könne, davon war ich jetzt fest überzeugt (und später hat es sich ganz so bestätigt). Dennoch konnte ich über diese fromme Perfidie nicht ernstlich böse sein, sondern betrachtete es als eine herrliche Gelegenheit, diese Menschen von Grund aus zu studiren. Den folgenden Tag erschien ich bei X., wo sich Herr La-harpe, eines der Häupter der *Momiers*, bereits eingefunden hatte. Hr. X. stellte mich vor und drückte mir sein Bedauern aus, daß Hr. Silet

und einige andere Geistliche ihm abgesagt hätten. Darauf begab man sich zur Tafel, welche von Hrn. Laharpe mit einem langen Gebete eröffnet wurde, während dessen ich Zeit hatte, den köstlich besetzten Tisch zu mustern, wobei ich gewiß ein sehr andächtiges Gesicht gemacht habe. Das Gespräch blieb trotz meiner anfänglichen Bemühungen, ihm eine andere Wendung zu geben, bei den Artikeln: Frömmigkeit, Religion, Geistlichkeit, Kirche und dergl. stehen. Dabei hörte ich denn Vieles, was zur Beurtheilung des Treibens der Genfer Separatisten nicht ohne Interesse ist, und wovon ich hier das Hauptsächlichste mittheilen will. Gleich bei der Suppe wurde mir erzählt, daß Herr Laharpe und Hr. St. George im Begriffe ständen, eine Reise in das südliche Frankreich zu unternehmen, wo es ihnen und ihren Freunden gelungen sei, zahlreiche Anhänger zu finden. Das Volk fange dort an, einen dégoût an den Priestern (den katholischen nämlich) zu haben und da werde es denn wohl gelingen, ihrem Glauben eine direction plus évangélique zu geben. Weiter erfuhr ich, daß die Hrn. Laharpe, Silet u. s. w. im Jura bei einer Arbeiterbevölkerung, die materiell, mais principalement dans le rapport religieux sehr vernachlässigt sei, ein Hospital und eine Schule für geistlichen Unterricht eingerichtet hätten. Die französische Regierung sei früher genöthigt gewesen, eine Unterstützung für diese Anstalten zu verweigern, jetzt aber (seit 1841) gebe sie 5000 Frs. jährlich. Ferner: ein katholischer Pfarrer sei zur evangelischen Religion übergetreten! Es kämen zwar öfters katholische Priester angeblich in dieser Absicht nach Genf, allein man müsse sich vor ihnen hüten, da sie meist andere Zwecke dabei hätten. Auch seien diese curés sämmtlich unwissende, rohe Menschen; dieser aber sei ausnahmsweise plein d'esprit, très-raillant und habe diesen Schritt nur nach einem examen mûr et approfondi gethan. Weiter hätten Hr. X. und seine Freunde (sie sagen immer: nous et nos amis) im Faubourg St. Antoine in Paris, jenem von der populace la plus vile (d. h. von Proletariern) bewohnten Quartiere, aus welchem in den temps malheureux de la France alle jene zerstörenden Rotten hervorgegangen seien, Schulen errichtet, die bereits über 800 Kinder zählten; und die Polizeicommissäre hätten schon nach Jahresfrist eine unendliche Besserung wahrgenommen. Als ich über diesen schnellen Erfolg einen bescheidenen Zweifel ausdrückte, sagte Hr. X.: Monsieur, c'est la force énergique de l'évangile, und fügte zur weiteren Erklärung noch bei, daß z. B. wenn die Eltern fluchten — hier richtete Hr. X. seine Blicke gen Himmel — die Kinder eine tadelnde

Bemerkung machten! u. s. w. Nach der Tafel, die wieder mit einem Gebete beschlossen wurde, machten ein Herr und eine Dame ihren Besuch. „Obgleich,“ sagte mir Herr X., „dieser Mann sehr reich und auch mein Verwandter und Professor ist, hat er sich doch an die Spitze einer école primaire im quartier St. Gervais gestellt, um der maßlosen sittlichen Verwahrlosung dieses Stadttheils entgegen zu treten, car, Monsieur, tout ce qu'il y a de plus radical et de plus boussingault *) est sorti de ce quartier. Jedoch sei er bereits mit der église nationale in Zwiespalt gerathen, obwohl er nicht gerade Methodist sei, sondern nur „les principes de nos amis“ etwas stärker ausspreche. Unter église nationale versteht Hr. X. la majorité du clergé qui est tout à fait rationale. Die Orthodoren theilen sich dann in Romiers und Methodisten, welche letzteren zwar auch des principes tout évangéliques haben, sich aber wirklich als separatistische Kirche erklärt und eine strengere Kirchenzucht eingeführt haben. Jetzt erst gelang es mir, die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand zu leiten. Ich sprach von der île de J. J. Rousseau und der Musik, die ich gestern Abend da gehört habe. Madame X. meinte darauf, dieses Rousseaudenkmal solle man in den See werfen, worauf ich arglos erwiderte: Allerdings hätte diesem großen Manne ein weit schöneres Monument gebührt. Madame warf mir einen zweifelhaften Blick zu, hielt einen Augenblick den Athem an und fuhr dann heraus: Durchaus nicht, mein Herr, durchaus nicht; es ist eine Schande, daß man diesem abscheulichen Menschen ein Denkmal gesetzt hat, der nicht einmal Scham genug hatte, seinen frechen Unglauben zu verschweigen. Und Hr. X. und Laharpe stimmten alsbald mit ein, und eiferten fanaticisch gegen Rousseau und seine confessions. Ich begann mit der möglichsten Ruhe eine Vertheidigung meines lieben Jean Jacques. Aber bald verlor sich meine erzwungene Kaltblütigkeit und ich brach in eine donnernde Philippica aus gegen Intoleranz, Fanatismus und pietistischen Hochmuth, der sich nicht scheue, auch das Erhabenste mit seinem Geiser zu besudeln. Die Blicke, die sich meine Zuhörer während dessen einander zuwarfen, zeigten mir an, daß es nun Zeit sei, mich zu entfernen. Ich bin nicht wieder in dieses Haus gekommen. Welche Propaganda des Pietismus haben jene Herren triumphirend vor mir entfaltet! Welcher Fanatismus spricht sich aus in den zahlreichen Proselytenfabriken, von denen sie mir erzählt! Ueberall ist ihnen weit mehr

*) Ein Schimpfname für Radicaler in Genf.

darum zu thun, die Menschen zu ihrem Glauben zu befehren, als ihre Sittlichkeit und ihre geistige Bildung zu befördern. Oder warum wäre jener Vorsteher der école primaire in St. Gervais mit der église nationale in Zwiespalt gerathen, wenn er seine Schüler nicht in dem grassendsten Mysticismus und gefährlichsten Pietismus erzöge? Denn die église nationale, welche nach Hrn. K. und seinen Freunden tout à fait rationale ist, ist nichtsdestoweniger höchst orthodox, sie hat kein einziges Dogma aufgegeben; sie glaubt an die Transsubstantiation des Weins und des Brodes, an die Gottheit Christi, an die Dreieinigkeith, kurz an Alles, was ein orthodoxer Christ glauben muß. Kein Wunder also, wenn diese Separatisten bei der französischen Regierung keine Unterstützung fanden, ehe Hr. Guizot und Hr. Salvandy am Ruder waren. Diese Romiers und Methodisten sind meistens reiche Leute der höheren Klassen, die ihre weichliche Sinnlichkeit und geistlose Ueppigkeit mit einer pietistisch-mystischen Religiosität bemänteln. Ueber Trüffelpasteten, Mustern und Champagner wird ein langes Gebet gesprochen und dann fromm in aller Demuth vor dem Herrn geschlemmt. Die Unterhaltung geht über die Verworfenheit des Volkes (im quartier St. Antoine), das sogar horrible dictu — flucht! daß es hungert und im größten Elende schmachtet, das kümmert sie sehr wenig. Nicht die Theilnahme an dem Loos eines Mitmenschen bewegt solche fromme Augenverdreher zu einem Almosen, sondern allein ihr raffinirter Egoismus. Ihr verwöhntes Auge wird durch den Anblick des Jammers verlezt, ihr vornehmes Ohr durch einen gesunden Fluch gekränkt; darum, aber nicht aus Theilnahme geben sie Geld her zur Ernährung und besseren Erziehung des Volkes. Das wahre Elend in seiner tragischen Größe kennen sie nicht, sie haben keinen Begriff von den Leiden der Armen; das zeigt sich bei tausend Gelegenheiten. Ich erinnere mich zur Zeit der Cholera in Berlin einer gewissen Gräfin, die bei der Austheilung der Kleidungsstücke beschäftigt war, die damals auf Betrieb einer edlen Frau den Armen gespendet wurden. Sie gab Leuten, die 3—4 Hemden besaßen, noch 6 oder 8 dazu, weil man mit weniger als einem Duzend doch unmöglich auskommen könne. „Warum ist das arme Volk keinen Kuchen, wenn es an Brod fehlt?“ M